

Alt und Jung

Ermutigung statt Misstrauen



von
Judith Giovannelli-Blocher

Ich komme nicht drum herum, auch noch über die Sozialhilfe zu schreiben. Denn das Thema entspricht wahrhaftig der Kernkompetenz meines langjährigen Berufes. Aber wie elend verläuft die Diskussion in den Medien, dieselben abwertenden Kommentare zu der Sozialhilfe und ihren Klienten. Dasselbe wie eh und je! Vor mehr als 60 Jahren arbeitete ich als Sozialarbeiterin auf der Sozialfürsorge einer Gemeinde im Kanton Zürich. Ich hatte auch dort die Pflicht, Menschen, die nicht arbeiteten, zur Aufnahme einer Arbeit zu motivieren. Ein wenig erfolgreiches Unterfangen.

Wer sich in dreckiger Lage befindet, braucht ein gehöriges Quantum an Selbstvertrauen und Mut, um sich daraus zu befreien. Ohne stützende Haltung der Umgebung schafft es kaum jemand.

Bei meiner ersten Stelle hatten wir einen, der nervte unser ganzes Team, denn alle paar Wochen hockte der Kerl in unserem Wartezimmer, streckte einen verbundenen Daumen in die Luft, und wir wussten schon, im Sack hatte er auch ein Arztzeugnis. Er hatte drei Kinder, also mussten wir ihn jetzt wieder zwei oder drei Wochen unterstützen.

«Das hängt uns allen nun wirklich zum Hals heraus», stöhnten wir. Als er weg war, standen mein Chef und ich noch eine Weile ratlos am Fenster und starrten in die Nacht hinaus. «Aber Velomech ist doch wirklich auch kein Beruf für eine so gross gewachsene Bohnenstange. Ich habe auch den Eindruck, er habe Ambitionen; wenn man nur schon seine gepflegte Haarfrisur anschaut», sann mein Chef vor sich hin. Meine Kollegin und ich hatten bisher das Kapitel seiner Arbeit bewusst nie angesprochen, denn der Klient hatte schon seine Lehre in derselben Velowerkstatt gemacht, und sein Chef, hatten wir den Eindruck, übte Geduld mit seinen häufigen Absenzen. Also waren wir immer heilfroh, wenn der keine Kündigung bekam (dass er vielleicht den Kerl auch absichtlich «unten» behielt, kam mir damals nicht in den Sinn).

Wer sich in dreckiger Lage befindet, braucht ein gehöriges Quantum an Selbstvertrauen und Mut, um sich daraus zu befreien.

Einige Tage später legte mein Chef ein Inserat vor mich hin, grinste und meinte: «Einmal probieren?» Das Stadttheater Zürich suchte einen «grossen, kräftigen Mann» als Kulissenschieber. Ich kannte jemanden aus dem Ensemble und begann, meine Fäden zu spinnen (wobei ich natürlich nicht alles sagte, was ich wusste).

Der Mann bekam tatsächlich die Stelle und trug sofort den Kopf ein wenig höher. Es war ein Wunder, dass er fortan wirklich nie mehr auf der Sozialhilfe auftauchte. Ich traf ihn hie und da auf dem Arbeitsweg, wo er mich etwas herablassend grüßte. Er hatte sich sehr verändert. Seine immer schon

langen Haare waren noch gepflegter. Dazu trug er nun gebülmte Hemden, die unternehmungslustig in der Luft flatterten. Ein «Künstler» halt. Ich hörte im Zug, wie er zu jemandem sagte, er gehöre nun zum Team des Stadttheaters.

Manchmal braucht es wenig, damit sich jemand besser fühlt.

Ich danke es meinem ehemaligen Chef bis heute, dass er sich in meinen Klienten eingefühlt hat. Er war übrigens Vorsteher einer grossen Gemeindeverwaltung und Oberst im Militärdienst, also kein «Weichei», aber einer, der gerne Nägel mit Köpfen machte.

60 Jahre ist das her. Ich habe es nicht vergessen. Einzelfall? Ein Märchen?

Später kamen andere hinzu.

Sie halfen immer wieder, die Mär von den vielen «fuule Sieche» etwas zu durchschauen. Das braucht Zeit, aber auch Zuwendung und Fantasie. All das können sich Sozialdienste von heute kaum leisten.

Mit abwertenden Schlagwörtern, wie sie jetzt wieder im Umlauf sind, von Leuten, die kaum je einen Sozialhilfeabhängigen persönlich kennen, kommt man nirgends hin.

Info: Die 86 Jahre alte Schriftstellerin Judith Giovannelli-Blocher lebt mit ihrem Mann in Biel. Sie beschäftigt sich seit Langem mit Altersfragen.

kontext@bielertagblatt.ch

Aus dem Grossen Rat

Das Beteiligungsparadoxon



von Sandra Hess
Grossrätin FDP

Im Grossen Rat werden pro Jahr durchschnittlich 300 Vorstösse eingereicht. Einige davon drehen sich um die Frage, was die Politik gegen die konstant tiefe Stimm- und Wahlbeteiligung tun könnte. Die Vorschläge reichen von einem tieferen Stimmrechtsalter bis hin zur Halbierung der nötigen Unterschriften für Initiativen. Kein Thema ist bisher, dass sich das geringe Interesse an demokratischen Instrumenten auch ausserhalb von Wahlen und Abstimmungen zeigt. Zum Beispiel bei Mitwirkungsverfahren, die bei Planungsvorhaben zur Anwendung kommen.

Das öffentliche Interesse an einem Projekt erwacht meist erst, wenn das pfannenfertige Produkt vorliegt und Mitsprache nur noch schwer möglich ist. Diese Erkenntnis ist nicht neu, sondern als «Beteiligungsparadoxon» bekannt: Wenn die Beteiligungsmöglichkeiten am grössten sind, ist das öffentliche Interesse am geringsten. Je weiter der Prozess vorankommt, je geringer die Mitwirkungsmöglichkeiten werden, desto grösser wird die öffentliche Aufmerksamkeit. Das Bedürfnis nach Mitwirkung verläuft also umgekehrt zur Möglichkeit für Beteiligung. So entsteht die unvorteilhafte Situation, dass sich die Leute erst mit etwas befassen, wenn sie so gut wie keine Einflussmöglichkeiten mehr haben. Im besten Fall bleibt nur, an der Urne Ja oder Nein zu sagen. Was auch unbefriedigend ist, schliesslich ist vieles nicht einfach schwarz oder weiss.

Kein Wunder, wenn so ein Gefühl von Ohnmacht gegenüber Behörden entsteht und der Eindruck aufkommt, die Politik habe den Kontakt zum Volk verloren. Dass «die dort z'Bärn» eh machen, was sie wollen. Eine Aussage übrigens, die ich letzte Woche an einer Stand-Aktion an der BEA mehrmals gehört habe. Diese Form der Politikverdrossenheit tut mir weh, denn sie ist im Kern nicht gerechtfertigt. Die Möglichkeiten sich einzubringen sind heute zahlreicher denn je. Zugegeben, man muss das Geschehen aktiv verfolgen um herauszufinden, wann persönliches Engagement gefragt ist. Die Medien müssen darüber berichten, was am Anfang eines Vorhabens aber oft nicht besonders attraktiv ist. Eine weitere paradoxe Situation: Zum Zeitpunkt, wo alle etwas wissen sollten, ist es am wenigsten interessant, darüber zu berichten. Ob es in der Kommunikationsbranche ein Wort dafür gibt, entzieht sich meiner Kenntnis. Ich weiss nur, dass es Mittel und Wege braucht, damit sich die Bevölkerung zum richtigen Zeitpunkt einbringt. Die Forderung nach einer Beteiligungs-Informations-App wäre vielleicht einen Vorstoss wert. So, dass niemand mehr verpasst, wenn persönliches Engagement gefragt ist!

kontext@bielertagblatt.ch

Krawattenzwang

Wenn das Smartphone Todesfälle provoziert



von Bernhard Rentsch
Chefredaktor

Sind Smartphones für den Tod von Menschen schuld? Ja, leider. Dass dieses kleine, scheinbar unverzichtbare Ding, so weit in den Alltag dringt, muss uns allen zu denken geben. Mich eingeschlossen, denn bei der Nutzung von Handy und Co. bin ich keinen Deut besser.

Zur steilen These mit tödlichem Ausgang: Ich spreche vom Unglück in Moskau, bei dem am Sonntag 41 Menschen in einem Flugzeug verbrannten. Gemäss Augenzeugen zu viele – denn Rettung wäre für mehr möglich gewesen, wenn nicht auf der Flucht noch rasch der Griff zum persönlichen Handgepäck oder eine Aufnahme mit dem Smartphone «nötig» gewesen wäre. Im dadurch verstärkten Chaos und im Engnis fehlten dann für einige wertvolle Sekunden. Tödliche.

Der Bezug zum Unglück war deshalb besonders, weil ich kurz vorher selber auf einem Kurzstreckenflug als Passagier unterwegs war. Die Durchsage, dass bei einem Notfall das persönliche Handge-

Im Chaos und im Engnis fehlten für einige wertvolle Sekunden. Tödliche.

päck zurückzulassen sei, war gut zu verstehen. Ist ja klar, so der Gedanke – wirklich klar? Jede und jeder überlegt sich da kurz, ob man wirklich alles Persönliche aufgeben soll. So Pass, Kreditkarte, Kleingeld und eben das Smartphone müssten dann schon mit. Wie das tragische Beispiel nun zeigt, haben (zu) viele so gedacht, es wurde gedrängelt und – noch schlimmer – gefilmt.

Bereits das «normale» Verhalten im Flugzeug löst Stirnrunzeln aus: Die Sitznachbarin, selber fünf Jahre als Flugbegleiterin unterwegs, erzählt Musterchen, die im Notfall tatsächlich problematisch werden. Da ist zum einen das Handgepäck, das weit weg vom nötigen Kleinen ist. Viele Passagiere führen ihre kompletten Reiseutensilien mit, um die frühzeitig einzuplanende Gepäckaufgabe zu umgehen. Mit dem Ergebnis, dass letztlich viel zu viele Koffer und Taschen im Passagiererraum landen und dort jegliches rasche und materialfreie Handeln verunmöglichen.

Unser Reflex, beim Kleinsten im Flugzeug lange Zeit stehend im (engen) Mittelraum zu verbringen, hilft bei einer geordneten Evakuierung auch nicht. Weshalb stehen alle auf, bevor irgendeine Bewegung in der Reihe festzustellen ist? Schon nach einer normalen Landung werden viele Passagiere viel zu früh aktiv, stehen auf und drängeln. Und erst bei einem Notfall?

Wir können uns Fragen stellen und Antworten geben – für 41 Menschen ist dies seit dem letzten Sonntag in Moskau nicht mehr möglich.

brents@bielertagblatt.ch
Twitter: @BernhardRentsch

Im persönlichen Blog berichtet Bernhard Rentsch, publizistischer Leiter konvergenter Redaktion Bieler Medien und Chefredaktor «Bieler Tagblatt», wöchentlich über Erlebnisse im privaten wie im beruflichen und gesellschaftlichen Leben – immer mit einem Augenzwinkern.